

Offener Schreibbrief von Lizze Hanffengel.



No. 65. Well, Mister Ebitbor, mer sin nit gemuht un mer baue auch tei neues Bildung, mir hen unse Haus uffpättsche losse un jekt is widder alles in e gute Schlep. Off Kohrs is ja noch lang nit alles, wie ich's gern gleiche deit, awer die selbe Zeit is es besser, als wie zuvor. Sehn Se, ich hen Ihre doch gesagt, daß unsere Ruhms artig gr. sin, wie mer se in die neue Haifer gar nit mehr mache duht. Wisse Se, in die neue Haifer, do mache se so viele Imprubments enei, daß gar kein Blat mehr for die Ruhms bleibe duht. Weil also unsere Ruhms so groß sin, do hen ich gebent, mer könnte uns e Badrum fidsse losse. Bis jekt hen mer noch keins gehabt un Se wisse gut genug, was das for en Baiter is, wann mer Kinner in die Fämmlie hot. Im Sommer is es ja noch gut genug, awer wann im Winter ebbs bafste duht un die arme Kinnerder misst n die Nacht aufteit in die Jahrd, das is doch e wenig toff. Un dann do is das Bade. Mir hen ja en gut seiff Waschtob, awer wann die Feger mit ihren Bode dorch sin, dann schwimmt die Kitchsen un ich hen drei Dag zu duhn, bis ich wider alles uffgefickt hen. For den Riesen do sin ich froh gewese, daß mer jekt die Imprubment hen mache losse, das is doch e ganz anner Sache. Die Kids sin ganz edseitit inwer das Badrum un es is den ganze Dag eins drin; wisse Se, es is ene noch ebbs neues. Wie mer zum erschte mal hen babe könne, do fütte Se emol die Feit sehn solle. Jedes hot zuerscht enei wolle gehn un wie se sich gar nit hen emol könne, do hen die Lausbuwe hatowe wolle, ich sollt zuerscht babe, for daß se emol sehn könnte, wie alles schaffe duht. Sell hen ich off Kohrs nit gedahn un do hot der Philipp, was mein Hossband is, gefagt, er wolt den Start mache, bitafs er war der Aelste in die Fämmlie un nach ihn deit die Ma tomme, bitafs die kam zuachscht in Ehtich un so fort, bis zu allerlezt der jüngste Bub dran tomme deit. So hat jebes sein Törn un feiner hätt Kaas zu fide. Damit hen se all satstafest fein misse un der Phil is in das Badrum. Die Kids hen sich verzege un hen mich nur gefragt, daß ich se rufe sollt, wann ihr Törn tomme deit. Es hot noch keine fünf Minnits genomme, do is der Phil wider eraus tomme un hot gefagt, das darn Ding deit nit schaffe. Er hätt gedreht un gepusht wie alles, awer es deit kein Wasser tomme. Sell is doch sonnie, hen ich gefagt, du bist en Dappes un das is all, was du bist. Loh mich emol treie. Do sin ich in das Badrum, hen mich ausgezege un hen dann das Wasser andree wolle, awer es is nids tomme. Sei Galle, do hen ich awer e Wuth kriegt, daß ich am allerbeste gealige hätt, das ganze Badrum zum Fenster enaus zu schmeife. Ich hen gedent, das Wasser war am End eingetore, awer so ebbs is doch bei die Tempereschur nit zu edspete. Well ich hen mich wider gedreht un dann hen ich gebent, mehrie mer muß den Fahstett erscht e wenig nah mache; ich sin in die Kitchsen gange un hen en Pehl doll Wasser geholt un dann hen ich uff un in den Fahstett gepresentit, awer es hot all kein Gut nit gedahn, D, froisch, hen ich gefagt un off Kohrs hen jekt auch all die Kids emol treie wolle, se hen so lang un hen Fahstett erum gedreht, bis er beinahe von selbst gange is, awer Wasser is doch keins tomme. Do hot der Philipp e smarte Ebidie kriegt. Er hot gefagt, in so en Kests war nids annerkriete zu duhn, als wie den Blommer hole, for daß der die Sach fidsse deit. Ich hen die selbe Ebidie gehabt un do hen mer eins von die Kids fortgejagt, den Blommer zu hole. Der is awer erscht zwei Dag später tomme un so lang wie der hat tomme is, hen mer off Kohrs auch das Bad nit juhsse könne. Well, wie er endlich tomme is, do hot er for drei Stunde an die Veip erum gemontk, awer er hot kein Sodzeß gehabt; es is kein Wasser tomme un er hot gefagt, der Blommer, wo uns das Badrum gefickt hätt, das müht entweder e Rindviech von Geburt an sein, oder er deit sei Bifnes nit verstehen; am beste deit ich ihn en Brief schreibe in ganz plehne Lengmisch, daß er tomme sollt un sei ganze Schuchtingmätsch wider hole sollt. So Fellersch müht mer ganz gehörig fidsse. Unner die Zirtumstanz hen ich gedent, daß sell auch schließlich ähterast das beste war un ich hen den Phil gefagt, er sollt sich gleich hinhode un den Brief schreibe; er sollt ihn awer recht streng mache, bitafs so en Baiter wolt ich mit e neue Badrum nit hen. Achrecht hat der Phil gefagt, zuerscht muß ich awer emol zu den Webesweiler gehn for en Drink zu nenne, bitafs die Edeleimert hot mich ganz nörwes gemacht un ich muß escht midder e we-

nig daun treitene. Achrecht, hen ich gefagt, awer steh nit so lang, bitafs ich hen nit ehner Ruh, als bis ich das Badrum in Schlep hen. Der Phil is auch gar nit lang gestanne. In so ebau zehn Minnits is er do gewest un hot den Webesweiler mitgebracht. Der hot gefagt, er wolt doch emol gude, ob er nids sinne könnt. Off Kohrs hot er allwider erum gedugt un schließlich is er auch in den Keller gange. Nach e kleine Weil hot er gefagt: Biebels, ich will Euch emol ebbs sage; euer Badrum is achrecht, awer ihr selbst seid verdohte Rindsviecher; wie könnt Ihr denn edspete, daß Ihr Wasser in Euer Badrum habt, wann ihr in den Keller gar keine Kobnedchen mit die Wehnpeip habt? Mister Ebitbor, do hen ich awer artig ischep gefüht; ich hen den Philipp ganz gehörig daungekacht, bitafs er als Mann hätt das doch gleich wisse misse, was unnerstet e Vehdie von Blumming? Awor ich sin schubr, der Phil bleibt sei ganzes Leue e Kals un buht sich höchstens wann er Glück hot, zu eme Ochs demellope. Mit beste Kiegarde

Juhrs Lizze Hanffengel.

Ein Vorfaber der Ansichtskarten. Ueber den Ursprung der Ansichtskarte, in deren Zeiten jekt die Welt steht, wird viel gestritten. Selbst die kühnsten Forscher wagten sich jetzt nicht, über das Jahr 1870 zurückzugehen. Nun hat aber der Franzose John Grand-Carterre im „Almanach de la petite Poste de Paris“ vom Jahre 1777 folgenden merkwürdigen Text gefunden, den er in einer Veröffentlichung über die Ansichtskarte wiedergibt: „Man schick einander durch die Post als Höflichkeit Ausdruck oder als Glückwunsch über die verschiedenen Gegenstände gestochene, auch oft mit Bemerkungen versehene Karten, die offen, jedem sichtbar, beschriftet werden. Man hat viel über diese Neuerung geachtet, die die Erfindung des Stechers Desmairons ist. Manche Leute finden, daß man damit die Bosheit der Dienerschaft Vorschub leistet, die auf diese Weise in Jedemans Geheimnisse eindringen kann.“ Im Uebrigen fehlen genauere Nachrichten über diese Vorfaber der heutigen Ansichtskarten. Es scheint, daß die Sammler kein einziges Exemplar haben.

Der König der Sahara. Man wird sich noch des Glückes und Endes des „Petit Scruier“ Mar Lebaudy erinnern, den seine Millionen nicht vor einem traurigen Tode in früher Jugend bewahren haben können. Einmal hat er wenigstens in seinem kurzen und inhaltslosen Leben erreicht, er hat monatelang in Frankreich durch allerhand dumme Streiche von sich reden gemacht. Dieser Ruhm, den man auch ohne Millionen haben kann, läßt anscheinend einen Bruder von ihm, den bekannten Sportsmann und Zudersfabrikanten Lebaudy, nicht ruhen. Er hat sich auf die Colonienpolitik geworfen und trägt sich mit dem Gedanken, den Besitz Frankreichs zu vermehren. Zu diesem Zweck hat er einige vergoldete Zuderhüte drangegeben, um in Nordwestafrika, an der Küste, ein großes Gebiet einzutaufen, das er kolonisieren will. Wenn man die Mittel hat, will man gewöhnlich auch einen Titel. Da der Name „Schiff der Wüste“ nicht gut klingt, und „König der Wüste“ unangenehm klingen würde, so hat er sich für den Titel „König der Sahara“ entschieden. Er hat sich für den Zuderhüte auf die Canarischen Inseln auf. Seine Sommerfrischefreunden werden nach einer Mitteilung des „Matin“ aber durch die große Zurückhaltung des dortigen französischen Consuls getrübt, worüber der „König“ sich lebhaft beschwert. Er thut demnach einen Mann aber wohl Unrecht. Erstens ist der französische Consul doch Republikaner, und zweitens ist er am Hofe des Wüstenkönigs noch gar nicht beglaubigt. Uebrigens ist es nicht ausgeschlossen, daß es in Spanien wegen Lebaudy I. zum Bürgerkrieg kommt. Die spanischen Blätter bescheiden sich meistens schon sehr bestig. Die einen ledern an dem süßen Thron Lebaudy's herum, die anderen sind der Ansicht, der Sahararöy solle sich für seinen Sport ein anderes Gebiet als das auserwählte, über das Spanien Hoheitsrechte geltend macht. Nun können die „Zuderhüte“ ja bald lustig durch die Luft saufen. Willest erzeit es sich in unserer frieblichen Zeit auch, daß die Sache im Sande verläuft.

Der Spekulant. „Du“, sagte der Kaufmann Steinrück, als er eines Tages nach Hause kam zu seiner Frau, „Deine Mutter macht jekt an einem Bilde, so was hast Du in Deinem Leben noch nicht gesehen, wir sehen uns es drei zu gleicher Zeit an, der eine hieft es für eine Seefschlacht, der andere für eine weidende Elephanthenerde und ich für eine russische Winterlandschaft — übrigens, was erzähl' ich Dir denn, Du wirst es wohl selbst gesehen haben. Na, hoffentlich hat es auf Dich denselben Eindruck gemacht, wie auf mich, ich habe mir noch auf der Straße die Seiten vor Lachen halten müssen!“ Die junge Frau fente betrübt den Kopf, es schmerzte sie immer, wenn ihr Mann geringschäßig von ihrer Mutter sprach, obwohl sie zugeben mußte, daß Frau Aurelie Bellerbed, die Thugut, ihre Schrollen hatte. Sie antwortete daher auch nicht sofort, sondern sagte erst nach einer kleinen Pause: „Nein, ich habe das Bild nicht gesehen, Mama hat es mir nicht gezeigt, ich vermuthete, daß sie es mir zum Geburtstag schenken will!“ „Was?“ rief der Mann entsetzt, „auf keinen Fall nehme ich das an, auf keinen Fall, das Monstrum kommt mir nicht in's Haus, das schwebt über Dir, ich wüßte absolut nicht einmal, wo ich es hinhängen sollte.“ Er kam nicht dazu, weiter zu schimpfen, da ihn seine Frau mit dem entzückten Aufschrei: „Adolf, besinne Dich!“ unterbrach. Er befand sich auch wirklich, schwieg und ging brummend im Zimmer auf und ab. Die junge Frau, die vorhin aufgesprungen war, setzte sich wieder. „Schau, Adolf“, begann sie mit sanfter Stimme, „Du mußt nicht so über meine Mutter sprechen, ich weiß ja, sie hat ihre Eigenheiten, aber, wer hat die nicht; nun hat sie sich, seit sie mich, ihre einzige Tochter, verheiratet hat, auf die Kunst geworfen, sie macht ja keineswegs gut, ich gebe es zu, aber sie übt sich doch erst seit einem halben Jahr in dieser Kunst, wer weiß, ob Du es besser können würdest in der kurzen Zeit!“ „Das glaub' ich auch nicht, und deshalb lasse ich's eben!“ „Mama muß doch eine Beschäftigung haben!“ „Dann soll sie Strümpfe stricken!“ „Das ist doch keine Befriedigung für den Geist!“ „Geist! Gahaha, sie hat ja gar keinen!“ „Adolf, Du wirst toh!“ „Ach, roh hin, roh her, meinerwegen mag sie malen so viel sie will, aber mich soll sie mit ihren Kunstprodukten in Ruhe lassen; schenkt sie Dir wirklich das Bild, und wir hängen es nicht im Salon an der besten Stelle auf, spielt sie doch mindestens acht Wochen die gekränkte Leberwurt!“ Die junge Frau fente mit einem leisen Seufzer den Kopf. „Na also!“ fuhr Steinrück, die Bewegung vertheilend, fort: „ich sehe doch nicht ein, warum ich mir den Salon verschimpfen lassen soll!“ Die junge Frau nickte, dann aber sagte sie: „Schau, Adolf, was soll mir Mama immer danken, wir haben doch Alles, viel zu viel solchen Kratzenstrams, und dann denkt sie doch, sie macht mir eine Freude!“ „Sie soll nicht denken“, rief Steinrück, „das hat sie nicht gelernt! Aber was ein Geschenk zu Deinem Geburtstag anbedrückt, so mag sie deshalb wirklich in Verlegenheit sein. Was ich Dir schenken sollte, wüßte ich augenblicklich selbst nicht, bei Deiner Mutter ist das viel leichter zu finden.“ „So?“ rief die junge Frau ätzend, „weist Du ein passendes Geschenk für Mama?“ „Ein sehr passendes!“ „Was denn, ach bitte, sage es mir, was soll ich ihr zum nächsten Geburtstags schenken?“ „Schenke ihr eine angefangene Handarbeit. Da kann sie d'ran sitzen!“ „Adolf!“ Die junge Frau wollte sich eben in einer längeren Rede über die Güte ihrer Mutter und die Taktlosigkeit ihres Mannes ergehen, als dieser plötzlich im Zimmer herumzutanzeln anfing und dazu rief: „Ich hab's! ich hab's!“ „Was denn“, rief die junge Frau, über der Neugierde die Strafpredigt vergebend. „Das werd' ich Dir sagen, wenn Dein liebes Mütterlein hier ist“, sang er im Recitativ und hohlte dabei auf einem Beine. „Kling“, ahmte er der draußen gehenden Korridorode nach, „mir scheint, da ist sie schon oder doch nicht? ach vielleicht, indem wir hoffen, hat das Unglück schon getroffen.“ Und es hatte getroffen, denn kaum hatte Steinrück ausgesprochen, so öffnete sich die Thür und Frau Aurelie trat in's Zimmer. Mit grünelnden Gesichtszügen eilte ihr Steinrück entgegen und rief mit ironischer Freundlichkeit: „Ach, Mama, wie reizend, eben sprachen wir von Dir, ja wohl, meine Frau wird es Dir bestätigen. Und weist Du, was wir beschließen haben? — Nein, nun läre: weiß Du Dich so sehr für den Wohltätigkeitsverein — Mitgefühlst-

heißt er ja wohl? nein, na, dann heißt er anders, interessiert, so haben wir beschlossen, Dir zu Ehren Alles, was meine Frau zum Geburtstag bekommt, als Gewinn für Eure Wohltätigkeitslotterie zu stiften, und daß ich das thue, darauf gebe ich Dir hiermit mein Ehrenwort.“ Frau Aurelie, die ein paar Mal versucht hatte, den Sprechenden zu unterbrechen, machte ein enttäuschtes Gesicht. Das ist eigentlich ein wenig viel für jemand, der nicht einmal Mitglieds des Vereins ist; es würde vollständig genügen, wenn Du einige Loose nähmest!“ Steinrück wehrte mit beiden Händen ab. „Nein, Mama“, rief er, „das thue ich nicht, das thue ich wirklich nicht, auf keinen Fall; ich gebe jährlich fünf-hundert Kronen für wohltätige Zwecke aus, und das ist gerade genug.“ „Fünf-hundert Kronen!“ sagte Aurelie mit einem Anflug von Zweifel in der Stimme. „So, so, da wunderst es mich aber sehr, daß ich Deinen Namen noch nie in einer der durch die Zeitungen veröffentlichten Listen gefunden habe.“ „Das wirst Du auch kaum je sehen, weil ich mir das schönstens verhalte!“ „Aber welche Thorheit, wenn man so viel giebt, kann man doch stolz darauf sein!“ „Ja, liebe Mama“, entgegnete Steinrück mit seinem Lächeln, „es kommt eben darauf an, ob man wohlthun oder diktieren will!“ Frau Aurelie antwortete nichts mehr und war den ganzen Abend recht mißgestimmt. So ärmlich wie diesen Geburtstag hatte Frau Anna Steinrück noch keinen erlebt, von ihrem Manne bekam sie nur einen vernickelten Schuhangehänger, der laut Adolfs Wort sofort in die Wohltätigkeitslotterie wanderte. Hier ist zu bemerken, daß Steinrück keine kleine Frau am Tage vor dem Geburtstags überreich beschenkt hatte. Von Frau Aurelie aber erschien zu dem Geburtstag der Tochter nichts als ein Brief. Er enthielt ein Duzend Loose zu der Wohltätigkeitslotterie und ein Schreiben folgenden Inhalts: „Geliebte Tochter! Mit den herzlichsten Glückwünschen für Dein Wohlergehen sende ich Dir einlgen ein Duzend Loose, da ich will, daß Ihr von der von mir protegirten Wohltätigkeitslotterie Nutzen, nicht aber Schaden habt. Ich beabsichtige erst, Dir mein legatimales Bild zu widmen, da aber Dein Mann sagte, er wolle jedes Geschenk, welches Du erhältst, der Wohltätigkeitslotterie stiften, so dachte ich, könne ich das Kunstwert ja selbst stiften. Die Loose kann Dein Mann übrigens nicht zurückschicken, denn die werden nicht angenommen. In einer Stunde bin ich bei Dir. Leb' wohl, auf Wiedersehen.“ Ueber den Brief und das Geschenk wollte sich Steinrück trant lachen, und Frau Anna war auch ganz zufrieden, daß es so gekommen. Das Bild hätte einen ewigen Zankapfel zwischen ihr und ihrem Manne gegeben. Da Steinrück die Bilets nicht zurückschicken konnte, verschenkte er sie, was allerdings einige Mühe kostete, da sie Niemand haben wollte. Aber er wurde sie doch los, bis auf eins, das er nothgedrungen behalten mußte. Gewöhnlich gewinnen nur Loose, die man verschenkt; hier trat aber das Gegenteil ein. Eines Abends kam Frau Aurelie und brachte dem erkrankten Ehepaar die Kunde, daß auf eins ihrer Loose ein bedeutender Gewinn gefallen sei. Beschämt gestand Adolf, daß er von dem ganzen Duzend nur noch eins besitze. Als er es aber herbeiholte, stellte es sich heraus, daß er gerade das Gewinnlose behalten hatte. Voll über Mühsung gab er Frau Aurelie das Loos zur Regelung der Angelegenheit mit, und seine Ahnung sollte ihn nicht betrogen haben. Am nächsten Tage kam der Gewinn, zwei Männer trugen ihn, es war ein langer, schlager Gegenstand, etwa in der Form einer Studentenfür. Entsetzt rief Adolf die Decke weg, die den Gegenstand verschüllte, dann sank er mit einem Aufschrei in die Arme seiner nicht minder entsetzten Frau: sie hatten auf das einzige unverschenkte Loos — das Gemälde der Schwiegermutter gewonnen.

Zahnstocher. Der neueste und zwar etwas unerklärliche Truist ist der Zahnstocher-Truist. Sechs Fabriken, welche sich mit der Herstellung dieser kleinen Holzlanzetten befassen, sind soeben unter einen Hut gebracht worden. Sie fabricieren täglich 100,000,000 Zahnstocher, d. i. einen und drei Siebentel-Zahnstocher pro Tag für jeden einzelnen Bewohner der Welt. Staaten, Mann, Frau, Kind, Säugling an der Mutterbrust, Indianer und sonstige Mitbürger. Das Merkwürdige dabei ist, daß Millionen von diesen Menschen überhaupt keine Zahnstocher gebrauchen, ja sogar eine gewisse Abneigung gegen besagte Kultureinrichtung empfinden. Der benützt denn nun diese Masse Zahnstocher und was wird aus den 100,000,000 Zahnstochern, welche täglich hergestellt werden? Mein bester Freund. Von Pierre Beron. Deutsch von Wilhelm Thal. 1. Die Moralisten verbringen seit mehreren Jahrhunderten ihre Zeit damit, über den Verfall der Freundschaft zu jammern. Die Moralisten müssen immer über etwas jammern. Haben sie recht? Vielleicht. Doch ich muß gestehen, ich kümmere mich nicht viel darum. Denn trotz allem, was sie sagen oder thun mögen, ich habe einen Freund, einen Freund, wie man keinen mehr findet. Dieser Freund ist ein Weiser. Er kennt weder Ueberhebung, noch Parteilichkeit. Er vergrößert weder die Fehler, noch die Vorzüge, er sieht die Welt, wie sie ist, und zeigt sie auch so. Um so schlimmer für die Welt, wenn sie manchmal häßlich anzusehen ist. Was ihn anbetrifft, so kennt er nur eine Devise: Offenheit und Ehrlichkeit. Man verlange nicht von ihm die verhängnisvolle Gefälligkeit der heuchlerischen Schmeichler, man verlange auch nicht von ihm die erzwungene Zustimmung der neidischen Parassiten. Das ist die Marke der Freundschaft, und mein Freund ist die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit selbst. Doch man verlange von ihm uneigen-nützige und sichere Rathschläge; man verlange von ihm den Rath seiner Meinungen, selbst wenn diese Meinungen zuweilen den Fragesteller ein wenig kränkt; kurz, man verlange von ihm, was man von einem treuen Gefährten erwarten darf, und er wird das Vertrauen, das man ihm entgegenbringt, nie trüben. Einige würden sogar der Meinung sein, er treibe die Offenheit manchmal bis zur Schrottheit. Ich aber weiß, daß er ein sehr wohlthätiger Grobian ist, und danke ihm für seine manchmal plumpe Aufrichtigkeit, ohne mich darüber zu ärgern. Freunde, wie es mein Freund ist, sind ja so selten. 2. Es ist lange her, als ich ihn zum erstenmal schähen lernte. Wir unterhielten schon ziemlich rege Beziehungen, doch ich würdigte ihn nicht nach seinem vollen Werth und ließ ihn sozusagen im Winkel stehen. Es war eines Abends, als ich ihn, wie gesagt, zum erstenmal schähen lernte. Ich war zu einem Balle eingeladen, dem ein Konzert und eine Salonkomödie vorangehen sollte. Theils aus Eitelkeit, theils aus Gefälligkeit, hatte ich in der Komödie eine Rolle übernommen und sollte auch in dem Konzert auftreten. Ich hoffte auf einen Erfolg, und mehrere meiner Freunde — meiner anderen Freunde — hatten mir auf der Probe geschworen, ich spiele wie der selige Talma und singe wie ein Engel. Ob sie überhaupt jemals einen Engel hatten singen hören, davon sagten sie mir allerdings nichts. Ich wollte gerade fortgehen, als mir plötzlich der Gedanke kam, eine bestimmte Stelle des Stückes in seinem Besten zu probieren, den ich nachlässigerweise bis dahin gar nicht um Rath gefragt hatte. Wir waren allein. Ich stand in der Mitte des Zimmers, er befand sich neben dem Kammerdiener. Ich begann meine Tirade mit großen Gesten. Doch er unterbrach mich schon bei den ersten Worten: „Wie“, sagte er zu mir, „hast Du denn den Kopf verloren? Ja, merkst Du denn gar nicht, daß Du tomsich bist? Daß diese Salonkomödie nur ein Wortband ist, daß Du Dich durch Lobeserhebungen verblenden läßt?“ „Aber?“ „Aber“, sagte er, „Deine Mimik ist ungeschickt, Dein Gesicht schneidet Grimassen, Deine Arme bewegen sich wie Telegraphenstangen. Du wirst laut applaudirt werden, und leise wird man Dich zerreißten; ich sag's Dir vorher; jekt kannst Du thun, was Du willst.“ „Aber wenigstens wirst Du mir doch die drei Lieder, die ich singen soll, zugeheßen.“ „Sehr hübsch, jekt machst Du ein Gesicht wie ein Karpfen; ja, willst Du Dich denn wirklich in mich selbst, erkannte die Richtigkeit der Kritik, und seitdem kann ich auf einer Soiree keinem Durchfall eines Dilettanten beimohnen, ohne die Grobheit meines Freundes innerlich zu segnen.“ 3. Von diesem Tage an waren wir Freunde auf Leben und Tod; ich schwor förmlich auf ihn. Aber wo fand man auch einen so wunderbaren Scharfsinn? Es war unmöglich, ihm etwas zu verbergen. Schon auf den ersten Blick sagte er zu mir: „Guten Tag, was gibst' denn heute Morgen Neues? Teufel, Teufel, wir sehen unzufrieden aus, wir haben irgend einen schweren Plan, der uns quält, oder werden von Gewissensbissen verfolgt. Nimm Dich in acht, mein Bestes, Gewissensbisse sind schlechte Begleiter.“ Ober er sagte: „Das laß' ich mir gefallen, solch' ein vergnügtes Gesicht gefaßt mir! Ich möchte wetten, Du hast eben ein gutes Werk gethan. Ich beglückwünsche Dich deshalb nicht, denn eine gute That findet immer in sich selbst ihren Lohn.“

Und jedesmal, wenn der Bursche so spricht, trifft er immer das Richtige, so daß ich schon aus Furcht vor der Kontrolle meines Freundes genöthigt sein werde, eine Seele von einem Menschen werden. 4. Daher würde ich auch, wenn ich eine Tochter hätte... Böse Zungen haben in dieser Beziehung über meinen Freund häßliche Gerüchte verbreitet, die keinen Sinn und keinen Verstand haben; man behauptet, er übe auf die Frauen einen gefährlichen Einfluß aus, verdränge ihnen den Kopf und verleihe sie, schlimme Fehler zu begehen. — Ich behaupte nach wie vor, diese Gerüchte lügen, und die Köpfe lassen sich nur verdrängen, wenn sie leichtfertig sind. Daher, ich wiederhole es, würde ich, wenn ich eine Tochter hätte, ihn zu ihrem Rathgeber einsehen, und ich wette, er würde ihr sagen: „Mein Kind, Sie sind schön, mein Kind, Sie sind jung, begnügen Sie sich damit! Lassen Sie sich nicht vom Luxus verblenden; denn der Luxus kommt dem Herzen oft theuer zu stehen. Mein Kind, bleiben Sie einfach, dann werden Sie auch stets würdig bleiben, geliebt zu werden.“ Kann man wohl besser sprechen, als mein Freund? 5. Auch als Arzt ist mein Freund ganz vorzüglich, und auf diesem Gebiete gibt es keinen schärferen Beobachter. Er hat allerdings nicht das geringste System, er ist weder für Allopathie, noch für die Homöopathie. Aber stehe er deshalb geringer da? — Ich finde, er steht nur desto höher da; denn seine ganze Wissenschaft gründet sich auf die Erfahrung der Thatfachen; er täuscht sich nie. „Hm, hm, wir haben heute Nacht schlecht geschlafen.“ „Aber?“ „Wir sind zu spät aufgefunden, wie dieser dunstige Ring unter den Augen beneist.“ „Ich verordne Dir, heute frühzeitig zu Bett zu gehen, sonst stehe ich für nichts... Und das Uebel ist sogar schlimmer als ich glaube. Du' hast in dieser Woche viel zu viel gegessen; leugne nicht. Diese kleinen Andern beuten auf Trüffeln und Champagner; also Nüchternheit, Thätigkeit und eine volle Woche auf's Land, mein Freund!“ 6. eines Tages indessen haben wir eine kleine Meinungsverschiedenheit gehabt. Es ist noch gar nicht lange her. Ich ging an ihm vorüber, ohne an etwas Böses zu denken, als er mich untermeas aufhielt: „Höre mal, Du fängst an, graue Haare zu bekommen.“ „Ach, Unfimm! in meinem Alter!“ „Bis jekt ist es nur eine Warnung!“ „Auf die ich nichts zu geben brauche.“ „Das hindert nicht, daß ich eben auf der Straße ein schönes weisses Haar entdeckt habe. Ich sage Dir das vorher, damit Du nicht länger auf den Jüngling herauspfeifst; das fängt an, lächerlich zu werden.“ „Ach, Du langweilst mich!“ — „Das thut mir leid.“ — Ja, das ist aber so! — Noch ein paar Worte, und Alles wäre aus gewesen, doch ohne sich weiter aufzuregen, fuhr er fort: „Du, das mußt Du Dir abgewöhnen; ich habe Dich noch nie zornig gesehen: Du bist schrecklich häßlich, wenn Du Dich ärgerst.“ Er hatte Recht, und mein Zorn verschwand vor den vernünftigen Worten meines Freundes. 7. Uebrigens bin ich durchaus nicht egoistisch und wünsche jedem Menschen eben solchen Freund. Er ist auch gegen Jedermann von derselben Offenheit, und einzelne ärgern sich darüber, während sie ihm doch danken sollten. — Von welchen Dummheiten würde er sie zurückhalten, wenn sie auf ihn hörten. — Dem Parvenue, der sich mit Juwelen schmückt und andere mit seiner Aufdringlichkeit belästigt, würde er sagen, daß dieser falsche Glanz seinen geringen Ursprung nicht nur nicht verdeckt, sondern nur desto mehr verräth. — Dem Siggerl, der stets nach Excentricitäten hascht, würde er sagen, daß er nicht zum Berg der Lächerlichkeiten zu gehen braucht, da der Berg von selbst zu ihm kommt. — Dem Geizhals, den seine Leidenschaft verzehrt, würde er raten, sein Vermögen zu genießen, anstatt es lachenden Erben zu hinterlassen. Ja, wenn man auf ihn hören wollte, er würde den Leuten noch ganz andere Dinge sagen, mein Freund! 8. — Und ich rathe Jedem aufrichtig dazu. — Ja, hört auf mich, es wird Euch nichts kosten; denn ich habe vergessen, die beiden kostbarsten Eigenschaften meines Freundes zu erwähnen; man braucht ihn nicht zum Essen einzuladen, und er borgt einen ein an. Man glaubt mir nicht? Und doch schwöre ich, ich habe in zehn Jahren nur 3 Frank's 50 Centimes für ihn ausgegeben.“ „Aber wer ist es denn?“ „Wer mein Freund ist? Nun, ganz einfach, der Spiegel, vor dem ich mich jeden Morgen raufe.“